

MICHAELA MAY-ILLICHMANN

Herzkraft & Wagemut

FRAGMENTE MEINES LEBENS

Inhalt

Einleitung	4
Kindheit	7
Mama	13
Tanz dein Leben – ein halberfüllter Traum	19
Modelgeschichten – Sei schön und halt den Mund	27
Flüchtige und geheimnisvolle Männer	41
Lebensmenschen	53
Facetten meiner Weiblichkeit	67
Der rote Faden	87
Liebes Universum, ich bleibe!	95
Der innere Kompass	104
Dank	110
Bildnachweis	111
Impressum	112

Einleitung

Das Vergnügen, meine innere Gedanken- und Gefühlswelt zu durchstreifen und dann in etwas Sichtbares zu verwandeln, habe ich erst entdeckt, als ich mit dem Verfassen meiner Massage-Newsletter begann. Es sind keineswegs leichfüßig dahingeschriebene Texte. Vielmehr geht es um den Prozess der Themenfindung oder -verwerfung und darum, diese Texte dann zu meinen eigenen Wortkreationen zu modellieren. Es erstaunt mich selbst, dass eben dieses Ringen und „Wringen“ um Wort und Inhalt mich gepackt hat und mir zu einem lustvollen Abenteuer im Kopf geworden ist.

Wie so oft in meinem Leben brauchte ich einen Anstoß von außen, um Dinge, die in mir bereits köcheln, wirklich zu beginnen. Der Schubs kam von meiner Freundin Renata Schmidkunz. So entstanden die ersten Textabschnitte über meine Mama und mich. Weitere autobiographische Erinnerungsgeflechte konnte ich in den 9 Wochen Lockdown im Corona-Jahr 2020 hinzufügen. Sie entstammen allesamt meiner persönlichen, subjektiven Wahrheit. Meine Geschwister haben sicherlich andere Sichtweisen und Erinnerungen. In erster Linie schrieb ich sie für mich selbst. Ein klärender und reinigender Prozess, der mir die Möglichkeit bot, neue Perspektiven in alten Geschichten zu erkennen und mich mit dem Scheitern zu versöhnen.

Im Alter von 47 Jahren wurde mein Leben durch eine Brustkrebsdiagnose auf den Kopf gestellt. Tabula rasa und Hokus Pokus Fidibus, der Boden unter meinen Füßen wurde mit einem Schlag weggerissen. Schon bei der ersten Untersuchung sagte die Gynäkologin ganz klar und emotionslos zu mir: „Diese Brust wird nicht bleiben!“ Zum Glück war mein Mann an meiner Seite und hatte die Kraft, mich nach dem ersten Schock wie ein Kind in seinen Armen zu wiegen. Fest und sicher gehalten zu werden war mein erster, instinktiver Wunsch. Ich war nicht allein.

Dass ich eine Brust hergeben musste, um weiterleben zu können, hat etwas Symbolhaftes für mich. Mit großem Stolz und voller Freude trug ich als junge Frau meinen wohlgeformten Busen vor mir her. Wie es in den 80er Jahren üblich war, wippend und oft ohne BH. Meine Oberweite wurde viel bewundert und durfte auch fotografiert werden. Es ist ein erhebendes Gefühl, als schöne Frau von Männern und Frauen bewundert zu werden. Ich gebe es ganz offen zu! Mein Selbstwert baute darauf auf. Ich war gefallsüchtig, ohne mir dessen bewusst zu sein.

Das Schicksal hat mir diese Fokussierung auf einen Blick von außen auf mich, im wahrsten Sinn des Wortes, wegamputiert. Während der Diagnosephase meiner Brustkrebskrankung hatte ich oft dieses Bild vor Augen: Ich werde aus einem Schiff ins Wasser geschmissen und darf mich entscheiden, will ich schwimmen oder untergehen. Es war mir schnell klar, dass ich ein neues Fundament für mein Leben aufbauen, mich quasi komplett neu aufsetzen musste. Ich fand im Laufe des Gesundungsjahres einen schönen Begriff dafür: „Eine neue Melodie in meinem Leben erklingen lassen.“ Ganz konkret bedeutete das für mich, mich selbst neu lieben zu lernen, mich selbst besser zu nähren und klar „Nein“ sagen zu lernen.

Langsam und stetig gelang es mir, mein inneres, fröhliches Kind wieder zu entdecken. Dieses kleine, überforderte und verletzte Mädchen in mir war anfangs sehr widerborstig und verweigerte den Kontakt. In vielen halbdurchwachten Nächten und

nach vielen vergossenen Tränen konnte ich diesem inneren, bedürftigen Teil in mir näherkommen und es in meiner Vorstellung in den Arm nehmen. Die Erkenntnis, dass ich es geschafft hatte, kam eines Morgens ganz plötzlich. Ich wachte auf und sagte zu meinem Mann: „Jetzt hab ich mich wieder lieb!“ Er wusste sofort, was es bedeutete.

Diese Entwicklung zu meinem inneren, bilderreichen Universum hin dauerte Monate und entsprang meiner großen Sehnsucht, aus dieser Krankheit zu lernen, was immer ich lernen sollte. Ein Talent von mir ist, mir emotionale Qualitäten vorzustellen, die ich in meinem Leben manifestieren möchte. Ich wollte mich lieben lernen, also meditierte ich dafür und legte mir selbst die Hände auf. Ich beobachtete dabei das Fließen meiner Lebensenergie, angereichert mit schönen, heilenden Farben und Bildern. Traurige Momente voller Selbstmitleid vermischten sich mit schönen, pulsierenden und frohen. Irgendwann konnte ich mich selbst voller Liebe umarmen und es fühlte sich ganz echt und wirklich an. Ein neues Gefühl von „Am-Leben-Sein“ und „Geerdet-Sein“ hat sich seitdem in mir gefestigt.

In den folgenden Kapiteln schreibe ich über meine freud- und leidvollen Erlebnisse, die einer Spurensuche gleichen. Mein innerer Kompass zeigt mir eine Logik an, die zwar nicht chronologisch ist, aber dennoch ein vernetztes, sinnvolles Ganzes ergibt.



Michaela, Maria Ellend, 1962



Frau Dabsch und Michaela, Maria Ellend, 1963



Michaela, 1962



Mama und Michaela, ca. 1961



Mit Tante Hedy, ca. 1961



Rosi, Klaus, Michaela, Mama, Franz und Ernst
(v.l.n.r.), ca. 1961

Kindheit

Meine gesamte Kindheit und Schulzeit verbrachte ich in der Rahlgasse im 6. Bezirk in Wien. Die Volksschule war ums Eck, das Schuhgeschäft meiner Mama einmal um den Häuserblock herum auf dem Getreidemarkt 13, die Schuhmacherwerkstatt meines Vaters in Sichtweite auf der Gumpendorferstraße 3, und mein Gymnasium war am nächsten gelegen, im Nachbarhaus in der Rahlgasse. An fast jedem Wochenende fuhren wir zu acht im Kleinbus, einem Lloyd, nach Maria Ellend an der Donau, dem Geburtsort meiner Mutter, wo wir Kinder die riesige Aulandschaft als Abenteuerspielplatz in nächster Nähe hatten.

Als Baby war ich sehr oft bei Tante Hedy, einer Freundin meiner Mama, zum Kuscheln und Schlafen. Sie war Straßenbahnschaffnerin und wohnte mit ihren zwei Töchtern in der Rahlgasse im selben Haus im zweiten Stock. Ein wohliges und warmes Gefühl macht sich in mir breit, wenn ich an Tante Hedy und ihre kleine gemütliche Wohnung denke. An eine konkrete Situation kann ich mich deutlich erinnern. Ich durfte mit Tante Hedy auf Kur nach Strengberg in Oberösterreich fahren. Dort erzählte ich allen mit dem Brustton der Überzeugung: „*Das ist meine Mama. Ich habe nämlich zwei Mamas!*“ Diese zweite Kuschelmama zu haben war ein großes Glück für mich. In meiner Ursprungsfamilie gab es wenig Berührungen und Zärtlichkeiten.

Omas und Opas gab es leider keine. Doch da war Frau Dabsch, eine alte Dame aus einer k. und k. Offiziersfamilie. Sie passte oft auf mich auf und erzählte mir aus ihrer Jugend, als es noch Bälle gab und jede junge Dame eine Tanzkarte hatte, in die sich die Kavaliere für die verschiedenen Tänze eintrugen. Sie besaß auch wunderschönes chinesisches Porzellan und exotische Kinderbücher von ihren Reisen nach China in den 1920er Jahren. Sie war verarmt und häufig bei uns zum Mittagessen. Diese feine und gebildete „*Dame von Welt*“ war mein erstes Vorbild. Meine Mama ging für sie zur Fürsorge, um die Sozialhilfe abzuholen. Frau Dabsch war dazu nicht in der Lage, sie schämte sich zu sehr.

Diese drei unterschiedlichen Frauen in meinen ersten Lebensjahren waren prägend für mich. Meine Mama, die Zupackende, Pragmatische und immer Hilfsbereite. Tante Hedy, meine „zweite“ Mama, die warmherzig und zärtlich war, und Frau Dabsch, eine durch und durch elegante Dame. Ich habe nie gehört, dass sie sich über ihre Lage beklagt hätte, sie war äußerst nobel und bescheiden zugleich.

Zuhause mit meinen vier Brüdern und meiner großen Schwester war immer was los und ich musste mich durchsetzen lernen. Meine drei großen Brüder Ernst, Franz und Klaus fanden mich irgendwie süß, aber auch nervig. Ich wurde keineswegs mit Samthandschuhen angefasst. Von ihnen habe ich mir viel soziales Verhalten abgeschaut. Dass Buben wild rumlaufen, laut, frech und kampflustig sind, war für mich immer das Normalste auf der Welt. Wir hauften uns oft zum Spaß. Ich erinnere mich, als Dreikäsehoch, auf dem Küchentisch stehend, einen meiner Brüder „*abgewatscht*“ zu haben. Im Gegenzug habe ich oft mit dem zusammengedrehten Geschirrtuch eine „*gschnalzt*“ bekommen. Bis zum Eintritt ins Ballett benahm ich mich mehr wie ein Lausbub als wie ein Mädchen.

Gleichzeitig war ich sehr froh, als Mädchen geboren worden zu sein. Meine Mama betonte häufig, wie gerne sie die Mädchen hatte, die so brav und leicht zu behandeln

waren und nicht so schlimm wie meine Brüder. Das empörte mich sehr, wie sie den Buben gegenüber so ungerecht sein konnte. Dieses burschikose Mädchen in mir ist geblieben, und ich bin eine „Männerversteherin“, wie einmal eine Freundin zu mir sagte. In meinen jungen Jahren war es immer leichter für mich, Anschluss zu den Burschen zu finden. Die Mädchenwelt hingegen war oft undurchschaubar und kompliziert für mich, und ich verstand ihr Gehabe nicht. Es hat mich nicht gewundert, dass ich in den ersten Familienaufstellungen immer der Bruder, als Darstellerin, war. Auch in der Ballettschule war ich mehr der Kumpel, und ich war das einzige Mädchen, das nach dem Balletttraining zum Fußballspielen mitkommen durfte.

Bei der Totenmesse einer Tante saß ich zwischen meinem Mann Sebastian und meinen Brüdern und fühlte mich pudelwohl. Es war mir fast unheimlich, dass ich, als über 50-jährige Frau, mich an diesem Platz so über allen Maßen sicher und geborgen fühlte. Es erstaunte mich, wie stark dieses Gefühl in mir verankert geblieben war. Ein positives Relikt aus der frühen Kindheit.

Meine große Schwester, Rosita, war zehn Jahre alt, als ich geboren wurde. Sie war nicht sehr erfreut darüber, wie oft sie auf mich aufpassen musste. Wir kamen uns erst näher, als sie bereits von zu Hause ausgezogen war und ihr erstes Kind bekam. Mein Neffe Florian war das zweite Baby, das ich verhätscheln konnte – das erste war mein jüngerer Bruder Martin gewesen, der meine lebende Puppe war. Er war hübsch, gutmütig und ließ alles mit sich machen. Aus- und angezogen werden, in Wäsche-körbe gelegt, am Boden rumgeschleift. Sein drolliges, rollendes Kinderlachen war sehr ansteckend. Erst als er neun Jahre alt war, wurde ich zurückgewiesen und durfte ihn nicht mehr angreifen oder bemuttern.

Früh hatte ich begriffen, dass wir als achtköpfige Familie Außenseiter waren. Einige Nachbarn im Haus rümpften die Nase und schauten auf uns herab. Andere waren sehr liebenswürdig und halfen meinen Eltern. Meine Brüder waren oft bei einem älteren Ehepaar zum Fernsehen und Legospiele. In dem großen altehrwürdigen Haus vis-a-vis gab es eine ältere Dame, Frau Böhringer, die in ihrer riesigen Wohnung Zimmer an Student*innen vermierte. Ich war dort öfter zu Gast, und mit Eri, einer griechischen Studentin mit einem melodischen, leicht lispelnden und weichen deutschen Akzent, verband uns eine längere Freundschaft. Auch sie kam oft zum Mittagessen zu uns.

Das Mittagessen war der absolute Fixpunkt in unserer Familie und eine gesellige Angelegenheit. Meine Mutter war immer mittags zuhause und kochte täglich frisch. Sie sagte: „Ob ich für 8, 9 oder 10 Leute kuche, ist schon wurscht.“ Mein Vater fand das weniger toll und nahm es schweigend zur Kenntnis. Meine Mama hatte immer das letzte Wort. Ihr Spitzname war „die Generalin“. Für mich hatte sie nichts Furchtein-flößendes, nur die anderen Kinder fürchteten sich vor ihr. Die hitzigen Debatten bei Tisch liebte ich sehr. Das absolute Highlight war für mich der Schlagabtausch zwischen meiner Mama mit meinem Schwager Rüdiger. Er bewunderte Kreisky, meine Mama hasste den „schiachen, alten Jud“. Die Wucht dieses Satzes schockierte mich und festigte meine Sympathien für Bruno Kreisky, der damals Bundeskanzler in Österreich war. Meine Mutter identifizierte sich als Unternehmerin mit der ÖVP. Außerdem wollte sie Rüdiger in der Hitze des Gefechts provozieren. Für mich war es Kabarett der besten Sorte. Insgeheim genossen sie beide das Streiten, und das machte die Sache lustig und unterhaltsam. Es war immer was los im Hause May. Das



*Klaus, Franz, Michaela, Papa, Ernst, Mama, Martin, Rosi
(v.l.n.r.), 1964*



Rosi und Michaela, 1962



*Klaus, Ernst, Michaela, Papa, Mama, Martin, Rosi, Franz
(v.l.n.r.), ca. 1967*



Ernst, Rosi, Michaela, Franz, Klaus, Martin, (v.l.n.r.), 1969

soziale Erneuerungsprogramm der Ära Kreisky hat mich stark geprägt. Die Wissenschaftsministerin Herta Firnberg, die meine Mutter sehr schätzte, und die Familienministerin Johanna Dohnal spielten dabei eine große Rolle. Mein soziales Gewissen wurde im Mädchen-Gymnasium Rahlgasse geschult, welches das erste Gymnasium mit sozialistischer Ausrichtung für Mädchen in Wien war.

Der besonderen Liebe und Zuneigung meiner Mutter war ich mir immer bewusst. Gerade wegen dieser Bevorzugung spürte ich eine große Erwartungshaltung mir gegenüber. Oft habe ich mich gefragt, ob ich wirklich das leibliche Kind meiner Eltern oder irrtümlich in diese Familie hineingeraten war. Es gab ein Gefühl in mir, als wäre ich von einem anderen Stern. Darüber zu sprechen war jedoch nicht möglich. Das hatte ich sehr früh begriffen. Über Gefühle und Befindlichkeiten wurde in meiner Familie nicht gesprochen. Liebevolle Umarmung, Berührung oder Trost gab es nicht.



Klaus, 09.06.1957–17.05.1977

Ganz massiv einsam waren wir alle, jeder für sich in großer Trauer, als mein Bruder Klaus einen tödlichen Verkehrsunfall hatte. Es geschah an einem Samstagnachmittag. Er war gerade beim Militär, durfte übers Wochenende heim und wir warteten auf ihn, statt ihm kam sein Freund mit der Schreckensnachricht. Für uns alle war es einfach unglaublich und unfassbar, dass wir ihn nicht mehr sehen würden. Wir waren alle wie gelähmt, es gab einen Riss durch die Familie. Nur der Schmerz verband uns irgendwie, doch nur im Geiste. Wir konnten uns auch da nicht in den Arm nehmen.

Beim Begräbnis hatte ich den starken Impuls, meinen Bruder unbedingt noch einmal sehen zu müssen. Es war für mich unbegreiflich, dass er einfach aus meinem Leben verschwunden sein sollte, ich seine Stimme nie wieder hören und mit ihm lachen könnte. Ich nahm all meinen Mut zusammen, um ihn, im Sarg liegend, ein letztes Mal zu betrachten. Ich wollte das Unfassbare mit eigenen Augen sehen, um es irgendwie und irgendwann akzeptieren zu können. Erst als ich seinen leblosen Körper und das wächserne Gesicht sah, wurde es real und ich konnte es begreifen.

Damals war ich 16 Jahre alt, und ich kann mich an Schulstunden erinnern, in denen ich stumm und teilnahmslos daseß. Dumpf, schwer und auch wütend, dass so eine Ungerechtigkeit passieren konnte. Irgendetwas in meinem Inneren ließ mich erahnen, dass mein Bruder noch irgendwo im Universum war. Zugleich ganz nah und doch weit weg. Das tröstete mich ein wenig. Rätselhaft bleibt es immer, warum ein junger Mensch früh sterben muss. Er hat für immer einen Platz in meinem Herzen behalten.



Ernestine May, Mama, 2004

Mama

Meine Mutter – ein tröstlicher Abschied von einer sehr starken Frau

Ganz anders gestaltete sich der Abschied von einem der wichtigsten Menschen in meinem Leben. Die Momente mit meiner Mama am Ende ihres Lebens sind das schönste Vermächtnis von ihr. Es war ein besonderer Tag zu zweit, eine Woche vor ihrem Tod, an dem wir uns so nahe waren wie nie zuvor. Es ist die intensivste und stärkste Erinnerung an sie, die sich unauslöschlich in mein Herz eingraviert hat. Für diese letzte innige Begegnung mit ihr werde ich immer dankbar sein.

Meine Mama starb zu Hause nach einer fünf Jahre andauernden Krebserkrankung. Es war halb vier Uhr früh, als mein Bruder mich anrief und ich zu meiner Mutter an ihr Bett eilte, um mich von ihr zu verabschieden. Sie schaute genauso friedlich aus wie an jenem Tag eine Woche zuvor, an dem ich bei ihr am Bett gesessen war, ihre Hand gehalten hatte und wir uns voller Liebe mit einem Lächeln wortlos angesehen hatten. Mit einem friedvollen, beinahe glücklichen Gesichtsausdruck hatte sie mich angesehen. Ein himmlischer Friede lag in der Luft, und wir beide tauchten gemeinsam ab in ein Feld, das sich wie ein Hauch von Ewigkeit anfühlte. Alles war gesagt, es gab nichts mehr zu tun. Wir spürten diese feine und reine Verbindung von unseren Händen direkt in unsere Herzen fließen.

Etwa eine Stunde, nachdem ich am Bett meiner verstorbenen Mama gesessen war, ging ich zurück in meine Wohnung, meditierte zwei Stunden lang und fiel erschöpft in einen tiefen Schlaf. Ich träumte, dass meine Mutter einen dicken Verband, sie sah wie eine Mumie aus, um ihren Kopf gewickelt hatte. Sie begann ganz gemächlich diesen Gazeverband auszuwickeln. Was zum Vorschein kam, war ihr rosiges, jüngeres Gesicht. Sie sagte zu mir: „Ich bin wieder frisch, mir geht es wieder gut!“ Ich spürte ihre Nähe noch drei Tage lang, bis sie sich dann allmählich weiter entfernte, als wäre sie weg von der Erde in eine andere Dimension gegangen.

Meine Mama hatte auch Brustkrebs, genauso wie meine Schwester und ich. Sie ist in ihrem 81. Lebensjahr verstorben, sehr tapfer und ohne großes Bedauern, wie mir schien. Sie war eine angenehme Patientin, hat sich nie beklagt und gelernt, die Unterstützung, die sie immer mehr brauchte, dankbar anzunehmen. An diesem ganz besonderen Tag, eine Woche vor ihrem Tod, wollte sie gewaschen und eingecremt werden. Sie wollte sich etwas Schönes anziehen und auch Schmuck angelegen. Sich hübsch zu machen war viele Jahre für meine Mama kein Thema gewesen. Ihr Credo war: „Schminken und so, das brauch ich alles nicht, Kernseife und die Reisbürsten reichen für mich!“ Diese raubeinige, pragmatische Frau hat sich mit dem Fortschreiten ihrer Krankheit in eine zartere, weichere Person verwandelt. Es war nicht nur der Verlust ihres Körpergewichts, das sie dünnhäutiger werden ließ, es war auch ihr Verhalten. Für mich war es ein Segen, meine Mama als gefühlvolles Wesen wahrnehmen zu können.

Bis drei Wochen vor ihrem Tod ist sie vier Stockwerke rauf und runter marschiert. Dann konnte sie nicht mehr. Eine lange andauernde Bettlägerigkeit war für sie nicht vorstellbar. Gepflegt und versorgt wurde sie von Eva, ihrer 24-Stunden-Pflegerin, die gegenüber sie anfangs sehr misstrauisch war. Doch für mich war Eva sofort der rettende Engel meiner kranken Mama. Mein jüngerer Bruder Martin und Eva verliebten

sich sehr bald ineinander, was meine Mama über allen Maßen freute und mich auch. Wir beobachteten die beiden mit einem Schmunzeln und schwiegen dazu, um meinen Bruder nicht zu verschrecken. Seither sind die beiden ein Paar, immerhin schon 17 Jahre lang.

Mama mia – Liebe mit gemischten Gefühlen

Kein anderer Mensch war für mich so wichtig und allseits präsent wie meine Mutter. Kein anderer Mensch war mir so peinlich wie sie. Sie war oft sehr laut, direkt und undiplomatisch. Sie hat meinem Bruder Klaus im Schlaf seine langen „Federn“ abgeschnitten, was wir Kinder ihr sehr übelnahmen. Und wenn für meinen anderen Bruder Franz ein Mädchen anrief, brüllte sie ins Telefon: „Der Franz hat keine Zeit, der muss lernen!“ Eine besonders peinliche Aktion war, als sie meine Brüder mit ihrer Tasche aus einer Diskothek hinausprügelte. Erwischt hat sie nur zwei, mein dritter Bruder konnte sich verstecken.

Ich als fünftes von sechs Kindern hatte sehr viele Freiheiten. Meine Eltern hatten einfach keine Kraft mehr für allzu viele Gebote oder Verbote. Im Volksschulalter wollte ich immer wissen, wie man an Gott glaubt. Es war eine ernst gemeinte Frage. Ich verstand nicht, wie ich an Gott glauben konnte. Ich fragte meine Religionslehrerin und auch meine Eltern, was es bedeutete, an Gott zu glauben. Keiner konnte mir eine befriedigende Antwort geben. Daher beschloss ich, nicht mehr in die Kirche zu gehen. Und so war es dann auch. Einerseits konnte ich selbst bestimmen, was ich tat und was nicht. Doch im Grunde fehlte mir ein Gegenüber, das mir Halt gab und Grenzen aufzeigte. Deshalb provozierte ich meine Eltern als Teenager, war sehr frech und nahm mir kein Blatt vor den Mund. Es gab keinen Streit, keine Widerworte, keine Kommunikation. Das Schweigen hielt ich nicht gut aus.

Der ungesagte Auftrag

Mit dem Wort „Mutter“ kann ich mir die Mama vom Leib halten, quasi in sicherer Entfernung. Ich kann sie von außen sehen und habe genügend Handlungsspielraum, um mich zu distanzieren. Bei „Mama“ sind sofort Empfindungen, Bilder und Gerüche präsent, die an mir haften bleiben. Mama, ich war deine Marionette. Du hattest mich am Gängelbändchen, dein imaginärer Griff hat sich fest in meinen Nacken geegrabt. Ich war dein „Hoffnungsträgerkind“. Ganz ohne Worte hatte ich bereits als kleines Mädchen verstanden, wie ich dich glücklich machen konnte. Ich wollte brav sein, nicht so schlimm wie meine Brüder. Mein Ehrgeiz wurde durch deine leuchtenden Augen angefacht, als ich in die Ballettschule der Wiener Staatsoper aufgenommen wurde. Mein Traum war dein Traum, oder war dein Traum mein Traum? Ich weiß es nicht. Woher habe ich die Kraft genommen, jeden Tag im großen Ballettsaal das Stangenexercise zu machen und mich von den luchsäugigen Blicken meiner Lehrerin durchlöchern zu lassen? Aus Angst vor dem Rohrstabler in ihrer Hand mich über alle Maßen anzustrengen, nur um ein kleines, mickriges Lob zu bekommen. Wie dumm von mir, so ein ehrgeiziges, überangepasstes Kind zu sein. Eine seltsame Mischung aus Angst und Faszination hat mich angetrieben und ließ mich sieben Jahre durchhalten. Die verbotene Schokobanane aus dem Zuckergeschäft in der Opernpassage nach dem Training war schon eine kleine Rebellion. Und dann, später, das Fußballspielen



Ernst, Mama und Rosi, ca. 1954



Mama als junge Frau



Frau Dabsch, Mama und Papa, Rahlgasse, ca. 1978

mit den Burschen im Burggarten. Da war ich frei und ohne Zwang. Meine drei großen Brüder waren mir immer Vorbild für Spaß, Abenteuer und Ungehorsam.

Meine ganze Kindheit über war der Wille meiner Mutter mit meinem eigenen zusammengeschweißt. Ich musste etwas „Besonderes“ werden. Unwidersprochen habe ich diesen Auftrag angenommen.

Unsere Tafelrunde

Meine Mama saß immer am Kopfende des großen Esstisches in unserem überladenen Wohnzimmer, mit den überdimensionierten, altdeutschen Eichenvitrinen. Sie war die Chefin und das Familienoberhaupt unserer achtköpfigen Familie. Die Sitzordnung war immer dieselbe. Mein Platz war rechts von meiner Mutter, am langen Ende des Tisches. Mein Vater saß mir gegenüber. Neben mir mein kleiner Bruder und der jüngste von den drei großen Brüdern. Meine Schwester saß am Tischende gegenüber meiner Mutter. Und meine beiden älteren Brüder saßen neben meinem Vater. Tonangebend am Tisch waren immer wir Kinder. Es wurde viel gelacht und geblödelt. Viel und gut essen war in meinem Zuhause das Ritual für Sicherheit und Geborgenheit. Sobald ich meine Portionen auf dem Teller sichergestellt hatte, konnte ich entspannt und in meinem Tempo das Essen genießen. Mit dieser Vorgabe ist es mir nie gelungen, trotz Ballett und allen Schlankheitsvorgaben magersüchtig oder bulimisch zu werden. Obwohl ich mich als Teenager oft wie ein Elefant im Porzellanladen neben den anderen zarten Mädchen gefühlt hatte. Mit 14 Jahren war ich 1,74 m groß, hatte muskulöse Beine (konnte beim Springen mit den Burschen mithalten) und hatte einen großen Busen. Für eine angehende Ballerina zu groß, zu drall, zu viele Kurven.



Tanz dein Leben – ein halberfüllter Traum

Ich stehe auf einer langen Rolltreppe. Mir zugewandt steht meine Ballettlehrerin, Edeltraud Brexner, vor der ich mich als Kind fünf Jahre lang gefürchtet hatte. Sie trägt ihr dunkles, langes Haar offen, es fällt wellig auf ihre Schultern herab. Sie lächelt mir so freundlich zu wie noch nie. Sie murmelt mir tröstende Worte zu. Ihr Blick ist eine Einladung. Endlich darf ich weinen. Ich schmiege mich an ihren weichen, runden Busen, den sie in Wirklichkeit nie hatte, und lasse meinen Tränen freien Lauf. So lange habe ich mich danach gesehnt, von ihr gehalten und getröstet zu werden. Als ich aufwache, weiß ich, dass das ein Traum war. Doch es war ein köstlicher, befreiender Traum, der mich mit einem Hochgefühl die nächsten Tage begleitete. 11 Jahre hat es gedauert bis zu diesem erlösenden Traum. Es fühlte sich an, als wäre ich Dornröschen, die aus einem 100-jährigen Schlaf erwacht.

Begonnen hat meine Ballettgeschichte mit der Aufnahmeprüfung in der Wiener Staatsoper, als ich 7 Jahre alt war. Ich wurde begutachtet und sofort in verschiedene Positionen gebracht, um meine Dehnbarkeit zu prüfen. Bei der Froschposition, in der ich bäuchlings mit seitlich angewinkelten Beinen und aufgerichtetem Oberkörper brutal zu Boden gedrückt wurde, schossen mir die Tränen aus den Augen. Sehr ernsthaft und streng wurde meine Mutter von Frau Edeltraud Brexner angewiesen, jeden Tag nach dem Aufstehen fünf verschiedene Dehnübungen mit mir zu machen. Das war die Auflage, unter der ich aufgenommen worden war. Erstaunlicherweise wollte ich trotz meiner schrecklichen Angst vor dieser Lehrerin, dem riesigen Ballettsaal und dieser absolut einschüchternden Umgebung in den Olymp der Ballettelev*innen aufsteigen. Es gab sofort einen Zwiespalt in mir aus Angst und Faszination. Die Schmerzen, das harte Training fünf Tage in der Woche und die Disziplin nahm ich in Kauf, weil sie mir als ein Sprungbrett erschienen für etwas ganz Großes. Eine Ballerina, eine große Künstlerin werden. Instinktiv war es auch eine Befreiung aus der Enge meiner Herkunft.

Nach den ersten beiden sehr mühsamen Jahren an der Stange mit den vielen Pliés und Tendus, den stundenlangen Gehübungen und Walzerschritten durch die Diagonale gab es auch einige Erfolgserlebnisse an Körperbeherrschung. Ich hatte richtige Glücksgefühle, als ich Drehungen um die eigene Achse oder auch große Spagatsprünge (Grands jetés) durch die Diagonale beherrschte. Dieses Gefühl, einen kleinen Moment in der Luft zu stehen oder ein Bein auf über 90° mühelos halten zu können, ist etwas, das sich in mein Körpergedächtnis unvergesslich eingeprägt hat. Auch meine Vorliebe für große, leere Räume ist mir geblieben. Es ist immer ein Gefühl von nach Hause Kommen. Sehe ich jemandem beim Balletttanz zu, weiß ich genau, was die nächste Bewegung sein könnte und auch, wie sie sich anfühlt. Das ist wunderschön.

Faszinierend war für mich als Kind, Margot Fonteyn und Rudolf Nurejew hinter und auf der Bühne bei Ballettabenden von Schwanensee zu sehen. Und ganz besonders verehrt habe ich den Ballettdirektor, Aurel von Milloss. Der Maestro, wie er genannt wurde, war ein Mann mit einer besonderen, natürlichen Autorität. Sehr freundlich, respektvoll und liebevoll sprach er mit uns Kindern. „Der Pagodenprinz“ war ein Ballett,

in dem ich als kleine Chinesin mitwirken durfte und sehr lange auf der Bühne stillsitzen musste, was eine schreckliche Tortur war, da meine Ballettschuhe so eng waren und fürchterlich weh taten. Doch ihm zuliebe wollte ich es durchstehen.

Vielleicht war das Ballett ein Ort für mich, der mir Sicherheit und Stabilität vermittelte, die es in meinem zu Hause nicht in ausreichendem Maß gab. In einem therapeutischen Seminar, in dem es um das Thema „*Grenzen spüren und seinen Raum einnehmen*“ ging, hatte ich einen Geistesblitz. Ich saß in einem kreisrunden Feld, dessen Begrenzung ich mit Kreide auf den Boden gezeichnet hatte. 20 andere Teilnehmer*innen waren in diesem Raum anwesend, jede/r in seinem eigenen Kreide-Raum. Der Therapeut kam zu jeder Teilnehmer*in und fragte, wie es sich anfühle, im eigenen Raum zu sitzen. Als ich an der Reihe war, fiel mir plötzlich ein alter, immer wiederkehrender Traum ein, den ich bis dahin nie hatte deuten können. In diesem Augenblick schoss es mir durch den Kopf: Es war ganz klar. Ich lag in meinem Zimmer mit Fenster zum Gang, nebenan das Vorzimmer und die Eingangstür zur Wohnung aus meiner Kindheit. Diese Tür war mit Metallbeschlägen versehen und hatte einen eisernen Riegel, mit dem man die Tür sichern konnte. Trotzdem konnte diese Tür nie ganz geschlossen werden, weil man die Verankerung zum Türrahmen hin nicht befestigen konnte. Es genügte ein Schubs, und die Doppeltür löste sich aus der seitlichen Verankerung, obwohl sie in der Mitte fest verschlossen war. In diesem speziellen Augenblick verstand ich, dass diese Tür ein Symbol dafür war, was mir daheim immer gefehlt hatte: Geborgenheit und die Sicherheit, von den Eltern beschützt werden. Bereits mit drei Jahren ging ich allein in den Kindergarten und wurde auch ab und zu nicht abgeholt. Außerdem wurde ich bereits mit dreieinhalb Jahren für eine sechswöchige Sommerfrische zu Pflegeeltern nach Dänemark verschickt. Im Zug nach Dänemark mit vielen Kindern und auch einem Mädchen aus der Nachbarschaft, die ich gut kannte, war alles noch lustig. Doch leider hatte man vergessen, mich darauf vorzubereiten, dass meine Pflegeeltern, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte, mich allein mitnehmen würden. Ich kann mich gut an meine Verzweiflung und meine Hilfeschreie erinnern, als ich mich von meiner Freundin trennen musste.

Es gibt ein Passfoto von mir als Dreijährige, auf dem ich furchtbar ernst dreinblicke und bei dem mir jedes Mal das Gruseln kommt, weil ich genauso aussehe wie der kleine Junge mit der Blechtrommel. In meiner frühen Kindheit, im Alter zwischen drei und vier Jahren, gab es außerdem noch zwei sehr verunsichernde Spitalerlebnisse für mich. Das erste war eine Mandeloperation, wo ich ohne Erklärung und ohne jeglichen Kommentar, aufrecht sitzend und mit Lederriemen an den Armen und Beinen gefesselt, mit Äther betäubt wurde. Ich kann mich an diese schreckliche Szene erinnern, mit Todesangst völlig alleingelassen worden zu sein. Exakt dasselbe ist meiner Freundin Ulli passiert, mit der ich das rückverfolgt habe. Es war tatsächlich so und kein Hirngeist von mir. Als zweites hatte ich als einziges meiner fünf Geschwister Scharlach und musste drei Wochen in Quarantäne. Meine Eltern waren, glaube ich, genauso verzweifelt wie ich. Sie durften mich nur durch eine Glasscheibe sehen. Niemand tröstete mich. Über einen Luftballon, den mir meine Eltern mitgebracht hatten, freute ich mich damals sehr.

Der Einstieg in die Ballettschule der Wiener Staatsoper war das gefühlte Ende meiner Kindheit. Das klingt sehr dramatisch, und trotzdem habe ich mich sieben Jahre